

GRIT POPPE


ROMAN

ANGST FRESSER

LESEPROBE



mitteldeutscher verlag



Angstfresser, der (lat. Hirudo Timor), blutegelähnlicher Parasit, der in der traditionellen chinesischen Medizin als Therapie gegen Angst- und Panikzustände sowie Traumata eingesetzt wird. Auf anfängliche Nebenwirkungen wie Albträume, Halluzinationen, Wiedererleben früherer Gefühlszustände folgen rapide, kontinuierliche Therapieerfolge.

Scheinbar.

Kyra, eine labile junge Frau, die an den Gespenstern ihrer Vergangenheit zu zerbrechen droht, sieht die Therapie mithilfe eines Hirudo Timors als ihre letzte Chance, sich von ihren Ängsten zu befreien.

Doch was ist Schreckliches passiert, dass jedwede Erinnerung an ihre Kindheit aus ihrem Gedächtnis wie ausgelöscht erscheint?

Nach und nach kann sie sich von ihren posttraumatischen Belastungsstörungen befreien. Doch plötzlich kehren die Erinnerungen zurück und die Vergangenheit holt sie wieder ein ...



Grit Poppe
Angstfresser

Roman · 352 Seiten · Broschur
ISBN 978-3-96311-239-3 · 20,00 €

(Kyra, 2002)

»Die Angst kommt und geht«, sage ich beschwichtigend.

Ich lege mir ein Lächeln auf die Lippen. Ein Lächeln für die Ärztin, die vor mir sitzt. Herbe Miene, blasse Haut, Stirn in Falten. Sie lässt meine Hand los und betrachtet mich. Ich sehe die Sorge in ihren Augen und fühle mich schuldig. Streiche mir eine Strähne aus dem Gesicht, warte.

Warte darauf, dass sie endlich das Rezept ausstellt.

»Sie haben Fieber. Sie haben einen viel zu hohen Blutdruck, Ihr Puls ist auf Hundertvierzig.«

Ich betrachte die Tischkante. Vielleicht erzählt sie mir ja auch noch etwas, was ich noch nicht weiß. Meine Zunge fährt über meine Lippen. Trockene Zunge, trockene Lippen. Ich bin ausgedörrt. Ich überlege, ob ich diesen Satz aussprechen kann.

»Ich bin müde«, sage ich und hoffe, dass sie versteht.

»Wovon?«, fragt sie.

»Es ist so schlecht zu erklären«, murmle ich.

»Versuchen Sie es.«

Was geht Sie das an. Was zum Teufel geht Sie das an.

»Ich will in mein Bett«, sage ich. »Schlafen. Ich habe ein paar Nächte nicht geschlafen.« Mein Blick rutscht von der Tischkante auf den Boden, fällt auf den blauen Teppich. Ein wolkenlos blauer Teppich, azurblau, ein vollkommen unmögliches Blau für einen Teppich. Mir wird schwindlig, wenn ich in dieses Blau starre. Der Himmel liegt unter mir, aber was ist dann oben? Die Hölle?

Ich lache. Eine lustige Vorstellung. Die Ärztin schaut irritiert.

»Herzrhythmusstörungen in Ihrem Alter«, sagt sie vorwurfsvoll.

»Ich bin einunddreißig«, entgegne ich.

»Eben. Eine junge Frau.« Sie schlägt mit einem metallisch glänzenden Kugelschreiber auf meine Krankenakte. »Sie sollten das nicht auf die leichte Schulter nehmen.«

Da können Sie Gift drauf nehmen, Frau Doktor. Ich nehme mein Herz schon nicht auf die Schulter.

»Wissen Sie, wie es ist, wenn der Schlaf Sie igno-

riert? Wenn er einen Bogen um Sie macht, obwohl Sie müde sind, todmüde?« Meine Stimme klingt aggressiv. Gut so.

Sie seufzt, schreibt das Rezept aus. Endlich.

»Sie hätten die Therapie nicht abbrechen sollen«, sagt sie, erhebt sich und wandert um ihren Schreibtisch. Auf mich zu. Streckt ihre Hand aus wie eine Waffe. In ihren Brillengläsern spiegelt sich das Blau des Teppichs.

Ich liege auf dem Rücken und starre an die Decke. Wie ich bis nach Hause, bis ins Bett gekommen bin, weiß ich nicht.

Ich habe einen seifigen Geschmack im Mund. Mein Puls rast. Ich drehe mich auf den Bauch und vergrabe mein Gesicht im Kissen.

Ich liege, doch der Schlaf kommt nicht. Ich bin müde.

Warte auf die Wirkung der Tabletten.

Der Teppich der Ärztin kommt mir in den Sinn. *Das Blau, das Ihnen direkt ins Hirn strahlt. Lassen Sie sich hypnotisieren! Fliegen Sie in eine andere Dimension!*

Weg damit.

Ich schließe die Augen und stelle mir ein Meer vor. Welle für Welle. Und eine überschwemmt die andere.

Bringt nichts.

Kornblumen, Sonnenblumen. In einem Mohnfeld einschlafen.

Schafe zählen. Warum Schafe? Ich zähle Pferde.

Ein weißer Hengst bricht aus der Reihe. Rast auf mich zu. Bevor er mich niedertrampelt, greife ich mir die Zügel, bringe ihn zum Stehen und schwinde mich auf seinen Rücken.

Weg. Nur weg hier.

Es klingelt an der Tür. Aber ich erwarte keinen Besuch. Oder doch? Ich kann mich nicht erinnern.

Vielleicht ist es Lex. Er hatte vor einer Woche angerufen, aus einer Kleinstadt in Südfrankreich, und sein Kommen angekündigt. Lex ist ein Nomade, heute hier, morgen dort. Ein Staatenloser, der seine Heimat verlässt, immer wieder, seit sie aufhörte zu existieren. Seit die Mauer umgefallen ist – einfach so.

Ich gehöre zu seinen Frauen. Denkt er.

Im Moment will ich niemanden sehen. Nicht einmal ihn.

Ich ziehe die Bettdecke über den Kopf. Das schützende Dunkel.

Ich sehe Jonas im Bauch des Wals. Ein alter Mann mit schlohweißem Haar im Innern des Königs der Meere.

Das Klingeln hört auf.

Ich zähle jetzt Wale.

Sie springen in Zeitlupe aus dem Meer, sprühen ihre Fontänen und gleiten zurück in die Tiefe.

Es dauert ziemlich lange, Wale zu zählen. Manchmal starre ich nur ins Wasser und warte darauf, dass der nächste kommt.

Irgendwann kommt keiner mehr.

»Hab keine Angst«, sage ich leise vor mich hin.
»Hab keine Angst. Da ist nichts im Dunkel, was auf dich lauert. Du brauchst nur die Gardinen aufzuziehen, und schon ist es hell im Raum. Sei lieb, mach die Augen zu und schlafe. Danach sieht alles gleich viel anders aus.«

Ich springe aus dem Bett, laufe in die Küche, reiße den Kühlschrank auf.

Doch als ich ans Essen denke, wird mir übel.

Ich fühle einen Schwindel und setze mich auf den Fußboden.

Im Schneidersitz hocke ich da, überlege, was zu tun ist.

Ich schiebe ein Glas beiseite, starre die Würstchen an.

Ich bin hungrig. Aber der Gedanke, mir eine Wurst in den Mund zu schieben, erscheint mir seltsam.

In der Ginflasche ist nicht mehr viel Gin. Ich genehmige mir einen Schluck. *Einen.*

Angstsaft, selbst verschrieben. Drei Mal täglich. Nicht mehr, nicht weniger.

Abgesehen von den Ausnahmen.

Die Ausnahmen sind die Notfälle, in denen nichts anderes mehr hilft als ein kleines nettes einsames Besäufnis.

Ich verlasse die Wohnung.

Wenn dieser unbekannte wilde Rhythmus in mir spielt, wird alles um mich undeutlich. Verschwom-

men liegen die Wiesen vor meinen Füßen, doch habe ich nichts mehr mit ihnen zu tun. Manchmal nur zieht es mich hinab, und ich möchte mich tief in sie fallen lassen und einschlafen. Stattdessen haste ich auf dem schmalen Waldweg entlang, um den mir selbst auferlegten Spaziergang ja schnell hinter mich zu bringen.

Ich laufe an Bäumen vorbei, wie ich auf der Straße an Menschen vorbeilaufe.

Wenigstens sehen die Bäume mich nicht an, belästigen mich nicht mit Blicken oder Worten. Mir kommt der Gedanke, wie gelassen Bäume leben. Sie lassen ihre Blätter fallen, stehen nackt im Winter, ohne zu frieren, ohne zu klagen.

Die Tür der Kirche ist offen und so trete ich ein.

*Vater unser, der du bist. Vater ... Vater unser ...
Verdammt noch mal!*

Ich wünschte, ich könnte beten. Die Angst fortbeten.

Ich kann nicht beten. Ich kann nur stammeln. Wie sollte *er*, den es nicht gibt, mich erhören?

Er hat mich längst erhört. Mich in die Angst geschickt wie in ein fremdes Land.

Es ist kalt. Ich kann meinen Atem sehen.

Die Bankreihen sind leer. Bis auf die letzte, dort sitze ich.

Die Leere ist auch in mir.

Der Himmel hat sich bezogen; es beginnt heftig zu regnen. Ich habe also Grund, meinen Spaziergang zur Flucht zu machen. Ich laufe, trete in Pfützen. Das Wasser schwappt mir in die Schuhe.

Es tut gut zu rennen.

Am Rand der Straße ein weinrotes Werbeplakat für Last-Minute-Reisen: *Nix wie weg!*

Beim Weglaufen bin ich wenigstens mit dem Weglaufen beschäftigt, obwohl ich das, vor dem ich weglaufe, mit mir trage.

Ich fühle Stiche in der Lunge. Bekomme keine Luft mehr. Ich taumle auf einen Zaun zu. Etwas in mir verstopft meinen Kehlkopf. Die Panik ist wie ein Stromschlag. Ziehe das Spray aus der Jackentasche. Einmal schütteln, sprühen, Luft anhalten, ausatmen. Fertig.

Ich hänge in dem Zaun wie ein verletzter Vogel. Warte darauf, dass sich mein Atem wieder normalisiert.

Angstasthma.

Der Rückweg jetzt: Schritt für Schritt. Ruhig atmen. Ich gewöhne mich an den Regen. Er fühlt sich beinahe warm an.

Ich stehe im Bad, betrachte mich im Spiegel: die Haut blass, das nasse Haar klebt an den Schläfen. Ist die Angst mir ins Gesicht geschrieben?

Mein Magen schmerzt. Ich fühle meinen Bauch hart werden.

Herzrasen.

Ich lehne mich gegen die Wand. Gegen die kühle, harte Wand.

Vielleicht kann ich einfach hier stehen bleiben. Für ein paar Stunden. Ein paar Minuten?

Ich kann nicht. Es treibt mich in den nächsten Raum.

Zwischen Wand und Wand.

Die Angst

jetzt

hier

im Zimmer.

In der Küche verschütete ich Kaffee, weil meine Hand ein Eigenleben führt.

Die heiÙe Flüssigkeit auf meiner Haut, der braune Fleck auf dem Tisch.

Der dumme durchgeknallte Specht in mir zerhackt mir das Herz.

Die Angst gibt mir das Gefühl, mein Leben zu versäumen.

Und das Gefühl, mein Leben zu versäumen, macht mir Angst.

Die Zeit vergeht. Nichts geschieht. Die Welt ist woanders.

Das Einerlei meiner Tage klebt wie Kaugummi.

Das Einerlei. Das Einerlei. Das *Einerleileid*.

Meine Angst ist meine Sehnsucht, dem Einerlei zu entkommen.

...

Ich laufe im Zimmer umher, hinaus auf den Flur, bleibe vor dem Telefon stehen.

Drücke den Knopf.

Es ist die Chinesin. Sie will mich sehen. Sie klingt aufgeregt. Sie bittet um einen Rückruf.

Ich rufe nicht zurück.

Der Supermarkt ist gleich um die Ecke. Der Dunst des Regens liegt noch in der Luft, in den Straßen riecht es irgendwie neu. Ein würziger Geruch nach Lebendigem.

Vor dem Regal mit den Broten stehe ich unangemessen lange. Ich weiß nicht, für welches Brot ich mich entscheiden soll. Es erscheint mir plötzlich wichtig, das eine zu finden. *Das eine für mich bestimmte.* Woher kommen diese Worte? Hat die Chinesin sie benutzt?

Mein Herz schlägt schneller. Der Magen brennt. Ich reibe meinen Bauch mit langsamen kreisenden Bewegungen. So wie die Chinesin es mir beigebracht hat. Ich drehe mich einmal um mich selbst, zweimal, dreimal. Dann greife ich wahllos zu. Das Brot ist warm und schwer, ein Kartoffelbrot. Brot, das nach Kartoffeln riecht. Oder ist das Einbildung? Auf dem Weg zur Kasse presse ich den Laib an mich wie ein Baby.

Ich kann es nicht hergeben. Ich kann es nicht auf
das Laufband legen.

Die Frau an der Kasse sieht mich seltsam an.

Ich würge mir ein Lächeln auf die Lippen und
zahle.

Ich liege auf dem Bett, breche Brocken aus dem
Brot, kaue.

Es ist das eine für mich bestimmte.

Jetzt werde ich schlafen können.

Träume süß. Vergiss die Angst. Diese peinliche
Angst.

Peinlich, peinlich, weil sie ohne Grund ist.

Die Vergangenheit ist vergangen.

Überempfindlich? Wirr? Überspannt? Verrückt?
Neurotisch? Geisteskrank?

Irgendetwas davon. Oder alles zusammen.

Das Brot schmeckt nach nichts. Es riecht auch nicht
mehr nach Kartoffeln.

Ich höre noch einmal den Anrufbeantworter ab.

Die Chinesin sagt etwas von einem neuen Heilmittel.

Das eine für mich bestimmte.

Ich werde sie anrufen. Nicht jetzt. Später.

Oder ich gehe zu ihr. Hoffe, sie will nicht wieder Nadeln in mich stechen.

Die Akupunktur hat nicht viel gebracht. Für Yoga fehlt mir die Disziplin. Für Tai Chi die Ruhe.

Aber sie hat mich nicht aufgegeben.

Ich bin froh, dass sie mich nicht aufgibt.

Diesmal darf ich sie nicht enttäuschen.

Ich darf *mich* nicht enttäuschen.

Wie spät ist es?

Mein Wecker steht. Auch meine Armbanduhr tickt nicht mehr.

Ich habe mich nicht um neue Batterien gekümmert.

Die meisten Glühbirnen sind tot.

Das Licht ist gleichbleibend trübe.

Von der Nachbarwohnung dringen Geräusche zu mir. Das Geknatter der Gewehre. Die alte Frau ist

schwerhörig. Der Nachtfilm oder schon der Morgenfilm?

Ich stehe vor dem Spiegel mit einem Glas Wasser in der Hand.

Ich sehe in meine geröteten Augen. Lege die Tablette auf meine Zunge.

Eine Pille gegen die Angst. Sie schmeckt bitterlich bitter.

Ich schlucke. Die Tablette bleibt in meinem Hals stecken.

Es ist, als stemme sich die Angst ihr entgegen.

Ich kippe das Wasser in mich hinein wie eine, die kurz vorm Verdursten ist.

Ich verschlucke mich, huste. Huste. Meine Augen glänzen feucht. Vielleicht sollte ich den Spiegel verhängen.

In ein weißes Laken starren, statt in mein Gesicht.

Es ist still.

Ich liege auf dem Bett und rühre mich nicht.

Es ist Nacht.

Ich stehe am Fenster. Öffne es. Lehne mich hinaus.

Immer der Gedanke: Brichst du dir die Knochen,
wenn du springst?

Oder fällt man unbeschadet in den kurz gescho-
renen Rasen?

Oder können Menschen doch fliegen, und es hat
ihnen nur niemand gesagt?

Ich breite die Arme aus.

Aber nach den Gesetzen der Logik werde ich
nicht fliegen.

Ich werde fallen. Hinunterfallen, mir die Kno-
chen brechen.

Vielleicht nicht einmal das Genick, aber einen
Arm oder ein Bein.

Und darauf bin ich nicht scharf, liebe, verlocken-
de Tiefe.

Wann begann dieses *Immer*? Ich weiß es nicht.
Da wo andere glasklare Erinnerungen haben, sind
bei mir Wolken im Kopf. Manchmal, in Träumen,
reißen sie kurz auf und ich blicke hinab auf etwas
Unbekanntes unter mir.

Ein Haus, das Augen hat und mich anstarrt, ein
Treppengeländer ... ein Keller, Sand im Mund oder

Dreck ... Die Masse rutscht mir in die Kehle, ich reiße die Augen auf und sehe nichts. Ich will um Hilfe schreien, aber es geht nicht. Das Fenster ist ein blindes Auge. Die Tür starrt mich an. Kurz vor dem Ersticken erwache ich. Keuche. Ringe nach Luft.

Wo war ich?

Ich werde die Chinesin anrufen, sobald es hell wird.
Ich muss hier raus. Weg. Schnell. Wohin?

...

*

»Legal oder illegal?«, frage ich in den Telefonhörer.

»Bitte?« Ich höre die Chinesin nervös lachen.

»Das Mittel.«

»Es ist ... ein besonderes ... ein ganz besonderes ...«

»Also illegal. *Vollkommen* illegal?«

»Bitte? Ich erkläre alles. Aber nicht am Telefon.«

»Gut.«

»Ich erkläre alles. Sie entscheiden ... dafür ... dagegen ..., wie Sie wollen.«

»Ja.«

Ich sehe sie so deutlich vor mir, als würde sie neben mir stehen.

Sie blättert in Papieren herum, lächelt ihrem Patienten zu, der genadelt auf dem Behandlungsbett liegt.

»Aber schnell. Sie müssen schnell sein. Kommen Sie dreizehn Uhr?«

»Heute?«

»Ja natürlich.«

»Wie spät ist es?«

Sie legt auf.

Heute noch. Dreizehn Uhr.

Die 13 ist böse. Das weiß jedes Kind.

Die Angst schlängelt sich auf mich zu. Ich sehe in ihre gelben Reptilienaugen. Halte dem Blick stand. Blinze nicht. »Ich werde gehen«, erkläre ich ihr.
»Du hältst mich nicht auf.«



Grit Poppe, geb. 1964 in Boltenhagen, hat am Literaturinstitut in Leipzig studiert und schreibt Bücher für Kinder, Jugendliche und Erwachsene. Sie erhielt verschiedene Stipendien und Preise. Zuletzt war sie Stadtschreiberin in Rheinsberg (2018). Für den Jugendroman »Weggesperrt« wurde sie u.a. mit dem Gustav-Heinemann-Friedenspreis ausgezeichnet. Im Mitteldeutschen Verlag erschien 1989 ihr Erzählungsband »Der Fluch«. Die Autorin lebt in Potsdam.